

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

129 (6.6.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 23

Neues vom George-Kreis

Von Will Scheller

Die Gemeinschaft geistiger Menschen, die der Dichter Stefan George als eine nahezu mythisch wirkende Anziehungskraft, ohne selbst anziehend einzugreifen, geschaffen hat, ist eine schon geschichtlich deutbare Erscheinung. Sie hat sich ein Vierteljahrhundert lang der „Blätter für die Kunst“ bedient, um ihr geistiges Tun sichtbar zu sammeln und auszustrahlen, aber schon während dieses Zeitablaufs hat „der Kreis“ eine Ausdehnung erfahren, die die äußeren Grenzen der „Blätter“ gesprengt und sich nicht bloß durch einzelne veröffentlichte Dichtungen und „bedeutungsvolle, weithin bestaunte Werke des Wissens und der Überbau“ der zu George gehörenden Persönlichkeiten geltend gemacht, sondern auch in Sammelbänden wie der dreibändigen „Deutschen Dichtung“ und dem dreimal erschienenen „Jahrbuch für die geistige Bewegung“: es war in diesen wenigen Jahrzehnten bereits „eine Überlieferung geschaffen“ worden, der George selbst in seinen letzten Büchern, dem „Stern des Bundes“ und dem „Neuen Reich“, stolze Bestätigung ausgesprochen hat.

Dennoch verkennt auch er nicht, und das gilt selbstverständlich auch für die Träger dieser Überlieferung, für die in den Jahrzehnten erprobte, aus drei einander folgenden Generationen zusammengeflutete Schar des „heimlichen Deutschland“, die unveränderte Tatsache: „Nur wenigen dürfte es“ — auch heute noch — „einleuchten, daß in der Dichtung eines Volkes sich seine letzten schicksale enthüllen“. Diese Einsicht ist es denn auch, die eine Anthologie „Huldigung“, Gedichte einer Runde von George zugeschworenen Männern, in beschränkter Auflage von einem eigens zu diesem Behuf gegründeten Verlag „Die Runde“, Berlin, herausgeben läßt — eben an die Wenigen, die dem Gedicht den nationalen Wert beimessen, der im Allgemeinen nurmehr technischen Erfindungen und sportlichen Leistungen zugesprochen zu werden pflegt.

Die „Huldigung“, die natürlich George gilt, seinem Werk und seiner Menschen bildenden Wirkung, trägt auch innerlich ganz jenes Gepräge geistiger Gemeinsamkeit, das die „Blätter für die Kunst“ vor allen anderen Zeitschriften Deutschlands, ja vielleicht Europas, ausgezeichnet hat. Das Fühlen und Denken dieser acht Dichter bewegt sich durchaus um die Mittelpunkte, die das George-Erlebnis und das Erlebnis Georges, die Verührung mit seinem Werk und mit seinem Schicksal, ihnen gegeben hat. Das „neue Geil“, das „neue Reich“ ist ihnen wirklich und gewiß und leuchtet in der Schönheit feierlicher Strophen und Hymnen, und gliht in der Eingabe an das Geheimnis, das in dem Namen Maximin aus dem Jrdisch-Kealen ins Mythische, aus dem Einmalig-Menschlichen ins Bleibend-Übermenschliche sich entrückt hat.

Der eine Weg, der echte Boden und die rechte Saat ist ihnen gemeinsam, „Eine Kette bis hin zum Gott durchs ganze Volk zu schließen“, ist ihr Begehren, das jedoch nicht hindert, daß eine besondere Seelen-Verfassung, eine besondere Geistes-Art in jedem Einzelfall von andern fühlbar sich unterscheidet und mancher sich über den durch die Hin-

gabe an das fleischgewordene Wort des Dichters vor allem gewonnenen Grad der Sprach-Schönheit erhebt, erhebt als Persönlichkeit, in der, ohne daß die Gemeinschaft verlassen wird, aus der Tiefe willensstarker Ein-Ordnung gerade eigene, solchermaßen durch äußerste Prüfung erhärtete Wesen strahlender denn je hervorsteigt.

So zeichnet sich, um ein Beispiel zu nennen, der Dritte der Runde aus durch eine farbig-warme, zugleich scharf zeichnende Bildniskunst, angewendet auf die Freunde, die er, nach Georges Vorgang, in Gedicht und Spruch abzubilden bestrebt ist. In den Gedichten des Vierten hat Sölderlins Pindar-Stimme ein stark substantielles Echo gefunden, die hellenische Götterwelt winkt aus der Wirklichkeit eines hingerissenen Schauens, aber daneben schimmert die zartere Anmut der Mutter-Gottes aus dem christlichen Himmelreich. Der Georgischen Feststellung, „daß über das einzelne gelungene versgebild hinaus immer mehr wert größerer dichterischer zusammenhänge empfunden wird“, entspricht am meisten wohl der Verfasser der „Gesichte der Heimat“, der drei solcher Zusammenhänge darbietet, zyklische Folgen übrigens bildhafter Stimmungsgebilde von gestrafter Form, von denen die genannte den holden Zauber vom „Jahr der Seele“ wunderbar wieder auf- und nachklingen läßt:

Wie oft ich jene morgenstunde wähle
Wo rauch des abends noch im etrich hängt.
Ich gehe durch der ahnen fahle säle
Da kein gelächter noch die stille sprengt ...

Zuweilen drängt am rande der terrassen
Sich eine blüte mir in meine hand
Und stühle stehn, wie sie das spiel verlassen
Das sich geheimnisvoll ein kind erfand.

Oder dieser anfang:

Daß umsonst uns nicht die frühe lode!
Ich die wollen sich im mittag glätten
Gehen wir den nachen loszusetzen
Lösen ihn von seinem weidenpfode.

Oder dieser abschluß:

Das ist so süß, wie frühe traurigkeiten
Wie tiefes niederknieen ohne trost
Das einmal war — wie eine hand die lost
Und finger, die durch wirre haare gleiten.

Solche aus räumlichen und seelischen Elementen gemischte Bilder sind indes nicht allzu häufig auf diesen Seiten zu finden. Der Nachbar des Fünftens in der Runde läßt mannhafte Jünglingsgestalten auftreten, in kurzzeitigen Sphären formt er ideale Typen hellenischen Wettkampfs, in Gesprächen feiert er das heilige Geheimnis ganz-menschlicher Freundschaft, in einer Folge von „Tafeln“ erzählt er die Geschichte eines solchen Bundes, einer Liebe, bei der es, wie im Bezirk der hier gestalteten Erlebnisse überhaupt, keine wesentliche Rolle spielt, welchen Geschlechts die Liebenden sind; es herrscht unbedingt und fortwährend eine hochtragende Durchseelung des Körperlichen, gleichsam „ein rauch, der alle sinne mengt“, und einen sogar sagen läßt: „Schlafen alle sinne, ist die seele gut“; womit er auf die untergeordnete Stellung der Sinnlichkeit in dem erotischen Verhältnis hinweist, dem hier gehuldigt wird. Eben dieser, der Siebente unter den

Dichtern der Runde, zeigt aber, neben schwingenden Preis-gefangen, auf die Jugendschönheit und die Herzensteuschheit eines Knaben, daß selbst bei so anspruchsvoller Haltung einer geistigen Gemeinschaft Nachheiten wie „das räffel deiner augen“ nicht ganz vermieden wird, daß Vielfalt nicht immer Reichtum, Beweglichkeit nicht immer auch Bewegung ist. Dagegen finden sich auf den letzten Seiten wieder Gedichte von kräftiger Substanz des Erlebens und wahrhaft edler Reife des Ausdrucks, wie in der Ode an die Acqua Paolina, mit deren Wiedergabe diese Mitteilungen, die unter den obwaltenden Umständen Vorhandenes nur andeuten, nicht ausdeuten konnten, würdiger geschlossen werden, als etwa mit einer doch immer verfrühten Voraussetzunge dessen, was aus dieser Runde nicht schöne Gedichte allein, sondern das Leben selbst schön gestaltender, schön lebender, schön dichtender Menschen noch hervorgehen mag.

Feuchtsilbern schaumst du, segen-ertrauend quillst
Aus dir die reine kühle, ein wehnd lied,
Und horch: des abends ave-gloeden
Reifen dich rings im geschwiffertreife.
Schon süß verschattet blaut dir im lichtergrund
Aus seinem dämmer funkelnd dein nom empor
Und grüht dich atmendes, o leben,
Daß du ihm liebender, zarterprühend,
Gerniederwallest, weise des abends luft
Zu träumen wiegest unter dem flug der nacht
In beinen fluten unablässig
Steigende sternenstädte spiegelnd.

Mensch und Wetter

Wo findet der Mensch die besten Lebensbedingungen? —
Frankheit und Wetter — Die „Frühlingstriebe“

Von Prof. Dr. L. Weidmann

Immer deutlicher erkennt heute die Forschung, in wie starkem Maße wir vom Wetter abhängig sind. Besonders deutlich aber wird diese Abhängigkeit im Frühjahr. Der nachstehende Aufsatz dürfte unsere Leser daher gerade sehr besonders interessieren.

Es war noch vor wenigen Jahren eine allgemein übliche Maßnahme, Kranken, Nervenleiden und Nervösen der verschiedensten Art „Luftveränderung“ als Heilmittel zu empfehlen. Aber der Mensch macht, auch wenn er fest an seinem Lebens- und Wohnorte bleibt, fast täglich die ausgiebigsten Luftveränderungen durch. Es sind immer andere, neue Luftmassen, die durch den Wind an uns vorbeigeführt werden, die Eigenschaften der Luft, der physikalischen und physiologischen ändern sich beständig. Wir kennen vor allem zwei große Gruppen von Luftmassen, die sich scharf voneinander unterscheiden, und die meist auch scharf gegeneinander im Luftmeere abgegrenzt sind. Der Übergang von der einen zur anderen erfolgt in der Regel sprunghaft, plötzlich. Diese beiden Luftarten, oder, wie man heute sagt, Luftkörper, kommen dadurch zustande, daß die Ursprungsgebiete dieser Luftmassen ganz verschieden sind. Die Luftmassen der

Karlsruher Konzerte

Ähnlich seinem großen Lehrmeister Edwin Fischer wählte auch

Franz Holke

ein Bachwerk als Eingangsstück zu einem Klavierabend, den er auf Veranlassung und Einladung des „Bachvereins“ vor dessen Mitgliedern im Konzertsaal der Badischen Musikhochschule absolvierte, und wie immer, wenn man diesem jungen einheimischen Pianisten sein Augenmerk zuwenden Gelegenheit hat, ward es eine durch gründliche Musikkritik gereinigte und erhellte Leistung. Außer der technischen Obedienlichkeit, die von einer sehr sorgfältigen Kontrolle der manuellen Funktionen seines Klavierpiels zeugte, waren hierbei schon stärkere persönliche Momente zu spüren, die im weiteren Verlauf des Abends zwar noch deutlicher hervortraten, aber gleichwohl gegenüber der geistigen Konzentration, mit der Holke die apokryphen thematischen Zusammenhänge dieser Bachschen Einzelteile bloßlegte, doch nur erneut die Meinung bestätigten, daß hier ein wirklich ernst zu nehmender Künstler der Höhe zustrebt. Das gilt sowohl von seinem mit stilistischer Sicherheit erfassten Mozartspiel (C-Dur-Sonate), wie von seiner blutlose Korrektheit beträchtlich übersteigenden Darstellung einer Beethovenischen Sonate (As-Dur Opus 26). Zum Schluß folgte noch — mehr als artiger Verbeugung vor dem Hausbesitzer, denn als Abkehr vom „Normalprogramm“ gedacht — eine Ballade Franz Philipps. Es gab viel dankbaren, zu einer Dreispinde herausfordernden Beifall.

Von der Vortragsfolge, die das

III. Münzische Prüfungskonzert

am selben Abend (wieder einmal, wann hören solche ungewöhnlichen Doppelveranstaltungen endlich auf?) vorfab, kam ich gerade noch zu dem „Dellamation“ überschriebenen Teil zu recht. Doch war es wenigstens keine Enttäuschung, die man dabei erlebte, denn wie Eva Wies das „Hegensied“ rezitierte, war immerhin bewundernswert genug, trotzdem diese Wildenbruch-Schillingische Schöpfung als solche heute zur Bewunderung kaum mehr Anlaß bietet. Aber wie das junge Mädchen nach diesen bitterfüßen Versen mit anmutiger Freiheit und Entschlossenheit, ja auch mit echtem Temperament griff, das war eine hübsche Überraschung und bezeugte bestimmt Talent. Am Flügel sekundierte ihr übrigens der anscheinend in den

diesjährigen Anstaltskonzerten ganz unentbehrliche und wirklich vielverwendbare Wilhelm Sauter. Denn in die Flucht der übrigen Ersterleistungen auf dem Konzertpodium des Abends reichte er sich noch als Cellist ein und holte sich zusammen mit Eise Jod (Klavier) und Erwin Kobapp (Violine) nach einem Mendelssohn-Triosatz ehrliche Anerkennung.

H. Sch.

Einem jungen Musiker zum Gedächtnis

An den Folgen eines hartnäckigen Leidens ist Ende letzter Woche Viktor Angel Serl im Alter von nahezu 40 Jahren zu Berlin gestorben. Nicht ohne Behmut wird man gerade hier in Karlsruhe diese Nachricht lesen, denn der von einem grausamen Geschick Dahingerafftete verbrachte in den Mauern der Landeshaupstadt mehr als ein halb Jahrzehnt — und es ward vielleicht die glücklichste Zeit — seines Lebens.

Serl war nicht Deutscher und er war auch von Jugend an keineswegs für den Musikerberuf bestimmt, dem er sich zuletzt ausschließlich widmete. Aus Rußland kam er, in der prächtigsten Stadt des Zarenreiches, in Petersburg, stand seine Kinderwiege, und er, der Nachfahre eines altschwedischen Geschlechts, erstrebte dort zunächst eine gesicherte Zukunft als Chemiker. Schon kurz vor dem Weltkrieg war er Assistent der Universität, bald darauf sogar Mitdirektor einer chemischen Fabrik. Aber diese so verheißungsvoll begonnene Laufbahn endigte jäh mit der Flucht vor den Bolschewisten, mit zwangsweisem Dienst in der weißen Armee, mit einem Hungerjahr in der Arim. Aber Nacht wurde er heimlos, und jenseits der Grenze galt es nun für ihn und seine junge Frau, die hochbegabte Pianistin Nadia Serl, ein anderes Leben aufzubauen. Ihrem Zuspruch wohl fügte sich Serl zunächst, wenn er sich nunmehr der Kunst zuwandte, die sie, die schon damals Todtrante, kaum noch ausüben konnte. Seiner Lebens- und Leidenskameradin zuliebe, wählte er auch Süddeutschland zum ferneren Aufenthalt, um dort die Musik, der er zwar gelegentlich schon und nicht allein als Liebhaber, sondern als Komponist — eine frühe Orchestererschöpfung hieß „Die weißen Nächte“ — gehuldigt hatte, ernsthafter und theoretisch zu studieren.

H. Sch. Schmid freilich, der ehemalige Direktor des badischen Konservatoriums, konnte dem neuen Schüler zwar das tech-

nische Fundament, soweit das erlernbar war, beibringen, stand aber sonst der rasch ausgreifenden Entwicklung Serls zu fern, um sie einigermaßen zu beeinflussen. Und es war ja nicht nur so, daß Serl, seiner Natur nach eben ein erdbundener Morde, auch in seinem Singen der slavischen Volksseele verbunden blieb; weit fremder wurde er dem Lehrer durch seine Hinwendung zur neuen, zur Donaueschinger Musikbewegung, die um so stärker aus ihm als unmittelbarer Erlebnis Ausdruck sprach, weil er dorthin gleich so manchen Angehörigen der jüngeren Komponistengeneration eine innere, wirklich gesinnungsmäßige Verbundenheit fühlte. Die geheime Hoffnung allerdings, selbst einmal mit einem Werk auf diesem Experimentierfeld der Jungen zu Gehör zu kommen, ging nicht in Erfüllung, dafür bot in der letzten Düstertät des Alltags wohl die eine oder andere Erstausführung im gewohnten Konzertsaal einigen Ersatz, doch nie die ersehnte volle Befriedigung, jene gütigste Bestätigung einer lebensgefähigten Schöpferkraft.

Gleichwohl war Serl alles andere als ehrgeizig, er spürte weder Glückschancen nach, noch trug er seine Ware großsprecherisch zu Markt, wie das im Musikgeschäft leider so üblich geworden ist; er war weit eher bescheiden und überließ es gegebenenfalls höchstens einem günstigen Zufall, für ihn zu werben. Das Wirken eines solchen Menschen mußte daher zu einer äußeren Erfolglosigkeit verurteilt sein, und nicht bloß wir Freunde ahnten außerdem irgendwelchen Zusammenhang mit einer ihm angeborenen, geradezu fatalistisch eingestellten Anlage. Denn mochte es ihm noch so schlecht gehen und hatte er oft lange Wochen auf eine momentane Erleichterung, sei es materieller oder ideeller Art, zu warten, nie verlor er den Mut und nie verschob sich seine Stimmung selbst in trübsten Stunden merklicher auch nur um ein paar Grade, nein, er war im Gegenteil dann enthusiastischer denn je bei seiner Arbeit und fand immer noch ein Wort heiteren und herzhaften Zuspruchs für einen Genossen, um den es vielleicht nicht einmal so miserabel stand. Wäre hier auch eine kritische Einzelwürdigung seiner künstlerischen Leistung, soweit sie ihr nur einigermaßen gerecht werden wollte, nicht ganz fehl am Ort, so ist es doch vielfach richtiger, diese kurzen Gedanken mit einer stillen Erinnerung an den guten und treuen Menschen zu beschließen, der Serl allen seinen Bekannten war und um den nun ein großer Freundeskreis aufrichtig trauert. H. Sch.

einen Art kommen von polaren Gebieten, die der anderen von tropischen und deshalb spricht man heute von Polar- und Tropikluftmassen. Die ersteren sind kalt, trocken, sehr durchsichtig und rein, die Tropikluftmassen sind warm, feucht, getrübt durch Staub- und Keimgehalt. Diese verschiedenen Eigenschaften haben u. a. auch zur Folge, daß der elektrische Zustand der beiden Luftmassen ganz verschieden ist. Bekanntlich ist ja die Luft erfüllt mit Trägern elektrischer Energie, sie ist, wie man sagt, ionisiert. Normalerweise ist ein Spannungsgefälle in der Luft vorhanden von etwa 100-120 Voltmeter, d. h. wir leben mit unserem Kopf in einem ganz anderen Potential, als mit den Füßen. Das ist ja bekanntermaßen auch mit der Temperatur, der Feuchtigkeit usw. der Fall. Das Klima der Beine ist sehr verschieden vom Klima des Kopfes. Menschen, die empfindliche Nerven haben, spüren derartige Differenzen und namentlich eintretende Änderungen der normalen Differenz in sehr unangenehmer Weise.

Wir sind vom Klima abhängig!

Daß wir in allem, in Leistung, Wohlbehinden, Lebenshaltung, Zivilisation vom Klima abhängen, ist ja allgemein bekannt; ich brauche nur das Wort Tropenkrankheiten zu nennen, um an die Abhängigkeit des menschlichen Lebens vom Klima zu erinnern. Ein Klima ohne Luftmassenwechsel ist immer extrem. Feuchte, heiße Tropikluftmassen sind die Brutstätte von Malaria, Schlafkrankheit, und unzähliger anderer auf die tropischen Gebiete beschränkter ähnlicher Infektionskrankheiten. Sie hängen von Bakterien ab, deren Fortpflanzung an eine bestimmte Temperatur und Feuchtigkeit gebunden ist, die eben in den Tropen erreicht werden. Der Mensch kann Anstrengungen machen, diese Schmarotzer zu bekämpfen, ganz vertreiben wird er sie nie, nie werden die Tropen zu bevorzugten Lebensräumen werden, schon weil außer den Krankheiten, die dort dauernd auftreten, das Leben in den Tropen noch rein physikalische Unzulänglichkeiten mit sich bringt; die Schwüle, die den ganzen Wärmeregulierungsapparat des Körpers aufs äußerste in Anspruch nimmt, die Gleichmäßigkeit jahraus, jahrein, die zu einer Erschlaffung führt, usw.

Für das andere Extrem, die Polarluftzonen, sind die körperlichen und seelischen Wirkungen aus zahlreichen Schilderungen von Polarfahrern ja allgemein bekannt, die Wirkung der Polarnacht, die zwischen lähmender Stumpfheit und gelegentlichen heftigsten Gemütsausbrüchen schwankt, die Last der dauernden Kälte, selbst die Unverträglichkeit der Sommerhitze, die nie Nacht werden läßt, und die zu einem völligen Verfall der „Schlafkurve“ des Menschen führt, machen den Aufenthalt im Polar-Klima zur Qual, die nur starke Naturen länger ertragen.

Wo sind die besten Lebensbedingungen?

Wenn man deshalb die Verteilung der Lebensintensität des Menschen auf der Erde darzustellen sucht, so werden von vornherein die tropischen und polaren Zonen ausfallen, sie können nicht Gebiete maximaler Zivilisation sein. Aber auch Lebensräume wie Innerrußland und Sibirien, in die wegen ihrer Größe und Gleichartigkeit kein Wechsel der Luftkörper eindringt, sondern die sich ihre eigenen gleichartigen Luftkörper selber schaffen, im Winter Polarluft, im Sommer Tropikluft, werden nicht als günstigste Kulturgebiete auftreten können. Auch die gewaltigsten Anstrengungen Sowjetrußlands, die wirtschaftliche Lage dieser Gebiete zu heben, werden an den ehernen Gesetzen der Luftkörper scheitern. Nur die vom Strome der Wetterwechsel bespülten Teile Westrußlands sind Zivilisationsgebiete größerer Intensität. Die höchste Stufe erreichen jene Teile der Erdoberfläche, in denen dieser Wechsel wie ein beständiges Anregemittel zu höchsten Leistungen spornet, also die Gebiete der gemäßigten

Neue Kriminalromane

Die Tatsache, daß der Kriminalroman die Sympathie auch der gebildeten Schichten unseres Volkes erlangt hat, läßt sich nicht mehr bestreiten. Viele geistig überarbeitete Menschen benötigen nach des Tages Arbeit eine Art Entspannung und Ablenkung, und sie suchen sie mit Vorliebe im Kriminalroman. Infolgedessen sind auch die Anforderungen, die man heutzutage an einen guten Kriminalroman stellt, größer geworden. Und, wenn es auch nur wenigen Autoren beschieden ist, die künstlerische Höhe der Darstellung eines Roes zu erreichen, so erscheinen doch Werke genug, die den Vergleich mit anderen Klassikern des Kriminalromans, so mit Green, Gaboriau, Collins, Doyle, aushalten.

Unter allen Umständen verlangt man von dem Kriminalroman eine geschickt erfundene Handlung, Spannung bis zu den letzten Seiten und eine stilistisch wohl abgerundete Darstellung der Ereignisse. Und, so traurig dies auch für uns sein mag: immer wieder muß man feststellen, daß die Engländer uns und den übrigen Völkern in der Kunst der Erzählung überlegen sind. Von jeher war ja der Angelsache der geborene Erzähler. Er ist ein guter Beobachter der Menschen und der Dinge, er hält sich bei Nebensächlichkeiten nicht auf, er weiß sofort den Leser für die handelnden Personen zu interessieren und er verfügt auch meist über jene Dosis von Behaglichkeit und Humor, die selbst die düstersten Schimmer umgibt. Ganz abgesehen davon, daß doch eigentlich immer im Kriminalroman das Gute und Anständige siegt und der Verbrecher zum Schluß vernichtet wird.

Allerdings ist diese moralische Seite für die Leser nicht gerade die Hauptsache. Was sie in erster Linie fesselt, das ist der Kampf zwischen Verbrecher und Detektiv, das ist die Schilderung aller jener Bemühungen, die schließlich zur Aufdeckung der Schuld und zur Ergreifung und Bestrafung des Täters führen.

Ein Verlag muß der Güte seiner Autoren sehr sicher sein, wenn er dem Leser gestattet, das gefasste Buch nach vier Fünftel der Lektüre wieder zurückzugeben, falls es ihm nicht anlagt. In dieser Methode hat jetzt ein neuer Verlag, der Amonesta-Verlag in Leipzig, gegriffen. Das letzte Fünftel des Buches ist mit einer Schutzhülle und einem Siegel versehen.

Breiten zu beiden Seiten des Atlantischen und des Pazifischen Ozeans, wo der Austausch von polaren und tropischen Luftmassen ununterbrochen vor sich geht. Das Ideal ist also auch hier nicht die beschauliche Gleichmäßigkeit und Ruhe, sondern der Kampf.

So wohlwollig und heilsam die Wirkung des Luftkörperwechsels auf den gesunden Organismus sein mag, so störend ist dieser Wechsel für den Geschädigten, Kranken und Überempfindlichen. Eine Fülle von interessanten Beziehungen ist hier entdeckt worden. Man hat z. B. die Rheumakrankungen in ihrer Abhängigkeit vom Wetter studiert, indem man für längere Zeiträume die Aufnahme von Rheumakranken in gewisse Überwachungs-Krankenhäuser statistisch verfolgt und dann mit dem Wetter verglichen hat. Es hat sich gezeigt, daß jedesmal im Anschluß an die Ablösung einer Luftart durch eine andere (also nicht bloß, wie man früher meinte, beim Ausbruch kalter Polarluft, sondern auch beim Vorstoß warmer Tropikluft), die Erkrankungsgefahr plötzlich in die Höhe schnellt. Man muß also versuchen, ein künstliches Klima zu erzeugen, in dem die Kranken gegen die Einwirkung des Luftkörperwechsels isoliert sind. Das ist aber sehr schwierig, denn wir haben gesehen, daß es sehr viele Elemente sind, die dabei berücksichtigt werden müssen, Temperatur, Feuchtigkeit, elektrischer Zustand usw.

Es ist noch nicht gelungen, eine solche Konstante des Luftkörpers zu erzeugen, obwohl die jetzt auch verständlicher gewordene sog. „Bettwärme“ diesem Idealszustand eines „einheitlichen Luftkörpers“ bereits sehr nahe kommt.

Krankheit und Wetter

Besonders deutlich ist der Zusammenhang des Kranken Menschen mit dem Wetter auch bei den Erkrankungen wie Bronchitis, Halsbräune usw., die ebenfalls durchaus an den Luftkörperwechsel, d. h. an den Durchgang der Trennungsschicht beider Luftmassen gebunden erscheinen. Die Änderung ist aber das Entscheidende, nicht das „andere“. Bleibt der Luftkörper gleichartig, so ist es gleichgültig, ob es Tropik oder Polarluft ist, nur der Wechsel ist das Bedenkliche.

Eine große Anzahl von Krankheiten sind auf diese Weise als „vom Wetter abhängig“ bedingt erkannt bzw. in ihrem Zusammenhang mit der Luftkörperänderung klarer durchschaut worden.

Die „Frühlingskrise“

Sehr wichtig vom soziologischen und wirtschaftlichen Standpunkt sind die Beziehungen zwischen dem Wetter und Arbeitsintensität, sowie der Kriminalität der Menschen. Daß in Italien der gefährlichste Südwind, der sog. Scirocco, als Strafmilderungsgrund z. B. bei sexuellen Verbrechen gilt, ist allgemein bekannt. Ebenso, daß z. B. die Leistungen in Alpenländern in Schulen und Fabriken bei Föhnwind stark zurückgehen. Gewitterangst, Erdbebenfurcht und ähnliche Erscheinungen, gehören ebenfalls hierher. Eine sehr ausgeprägte Einwirkung auf den Menschen zeigt bekanntlich das Frühlingswetter. Selbstmorde, Unzuchtverbrechen, Einlieferung in Irrenhäuser, haben ein ganz deutliches Maximum im Frühling, so daß man direkt von der „Psychologischen Frühlingskrise“ spricht.

Allen diesen Einwirkungen ist der Mensch ziemlich machtlos preisgegeben. Wir erkennen darin die enge Verbundenheit des menschlichen Lebens mit der uns umgebenden Natur. Dem modernen Kulturmenschen sind diese Dinge fast gänzlich verloren gegangen, er muß sie durch angestrengte wissenschaftliche Arbeit erst wieder neu entdecken, während der primitive Mensch diese Dinge fühlt, alltäglich empfindet und bewundert und sich damit eine Welt Göttern und Dämonen erbaut, herrlicher und gewaltiger als unsere Zahlen- und Ziffernwelt.

Und weiterlesen kann man nur dann, wenn man Hülle und Siegel zerißt. Wenn man der betreffende Roman nicht gefällt, der kann das Exemplar vorher zurückgeben und gegen ein anderes eintauschen. Nach den bisherigen Proben glauben wir allerdings nicht, daß das überhaupt oder in nennenswerten Maße vorkommt. Denn die Romane des Amonesta-Verlages haben soviel Vorzüge, daß sie auch verwöhnten Ansprüchen genügen.

Einer der begabtesten Autoren des Verlags ist Ph. Macdonald mit seinen Romanen „Die weiße Krähe“ und „Das Haus am Fluß“. Macdonald hat mit der Figur des Privatdetektivs Gethryn eine besonders einprägsame Gestalt der Kriminalliteratur geschaffen. Gethryn hat als englischer Offizier den Krieg mitgemacht, nach großen Auszeichnungen und mannigfachen Verwundungen als Oberst den Abschied genommen und widmet sich nun seiner Viehhändler, der Aufzucht von Verbrechen. Durch ihn wird nach dem Gebot des Verfassers ein neuer Vorgang in die Kriminalliteratur eingeführt, nämlich das durch eine unerhörte, detektivische Geschicklichkeit erzwungene Selbstgeständnis des Verbrechers. — Ein sehr interessanter Roman ist der von W. S. Maisterman mit dem Titel „L. O.“. Hier wird das Radio dazu benutzt, um einen sehr hartgejagten Sünder zu entlarven. — Psychologisch wohl der fesselndste Roman ist der des Amerikaners Rufus King „Mord nach der Uhr“. Denn hier wird uns eine jener für das amerikanische Gesellschaftsleben so bezeichnenden Frauengestalten vor Augen geführt, die mit ihrer Schönheit und Klugheit eine mörderische Kaltblütigkeit und einen vampirhaften Drang nach Vernichtung der ihnen nahestehenden Männer verbinden. Es ist ein überaus gewandt geschriebener und gleichzeitig geistvoller Roman, den wir hier vor uns haben. — A. Campbell „Schlangenneß“ ist in medizinischer Hinsicht besonders spannend, weil uns hier ein verbrecherisch veranlagter Arzt geschildert wird, der, eine Spezialität auf seinem Fachgebiet, glänzende Erfindungen serumtherapeutischer Art macht, seine medizinische Kunst aber dazu verwendet, um andere Menschen, nach deren Geld er trachtet, durch die Infektion mit Diphtherie oder Tetanusbazillen ums Leben zu bringen. — Der das Gruseln lernen will, der lese Bill Scotts „Mitter Dixer greift ein“, ein Kriminalroman, der auf einem alten englischen Landhof spielt.

Racker und Ausbund

Bergerbilder aus unserer Sprache

Von Dr. K. Weigel

Es ist eigentümlich, mit welcher Hartnäckigkeit unsere Sprache trotz des Siegeszuges der Maschine auch heute noch dem guten alten Handwerk einen Platz an der Sonne gönnt. Wir sind „ungehobelte Kerle“, „Hammer oder Ambos“, „schmieden Pläne“, „frieren wie ein Schneider“, „sädeln etwas schlau ein“, „zahlen Lehrgeld“, „reiten auf Schusters Rappen“, passen auf „wie ein Hestelmacher“ und sind „betäubt wie ein Lohgerber“, weil uns „unser Felle weggeschwommen sind“. Man könnte diese Riste beliebig vermehren — überall schaut ein Handwerk deutlich heraus.

Besehen wir uns aber unser Alltagsdeutsch etwas genauer! Da gibt es so viele Wörter und Wendungen, die auf den ersten Blick wie Bergerbilder aussehen! Wie steht's z. B. mit „anzetteln“? Spielt hier ein Blättchen Papier mit? Keineswegs! Der Ausdruck stammt vielmehr aus der Sprache des Webers; er verweist unter „Zettel“ den Aufzug oder die Kette des Gewebes; denn ehe er anfängt zu weben, spannt er die Fäden aus. Wer also etwa sein ganzes Vermögen „verzettelt“, verwirrt und verdirbt eigentlich das Gewebe. Wenn wir eine Sache abwickeln, einen Gedanken einflechten oder entwickeln, den Fäden verlieren oder wenn sich ein Kampf entspinnt: überall ist das Garn des Webers sprachschöpferisch gewesen. Etwas anderes ist es aber mit unserem „umgarnen“. Es kommt von dem Netz des Fischers oder Vogelstellers, dem die Tiere „ins Garn gehen“. Da das Netz „gerückt“ oder „gestellt“ wird, sagen wir noch heute: jemanden „berücken“ oder ihm „nachstellen“. Wer etwas fängt, wird sich „weidlich“ freuen, ein Begriff, der vom Weidmann, dem Jäger abguleitet ist. Während das Wort aber heute nur soviel wie „aufgefordertlich“ bedeutet, schloß es früher ein besonderes Lob in sich und hieß „stättlich wie ein Jäger“.

Eine Art Gegenstück dazu ist der übermütige Junge, der „Racker“, d. h. eigentlich der Abdecker und Gerber; wie in weidlich das Lob, so ist hier die Verachtung verschwunden, die man dem Berufe des Rackers im Mittelalter als einem sog. unehrlichen Gewerbe entgegenbrachte. Und da wir einmal bei der Jugend sind: — wenn sie „außer Rand und Band“ ist, so geht es ihr wie dem Wörtchen, dessen Fäden der Wänder verliert; es gilt also „sich zu fassen“ oder „die Fassung wiedergewinnen“. Der besonders wilde Junge, der „Ausbund“ von Freiheit, erinnert an den Messerschmied, der nach altem Brauche jeweils ein Duzend von seiner Ware zusammenpackt und ein Stück „aus dem Bunde“ zur leichteren Prüfung für die Käufer oben auf das Paket band. Natürlich wird er stets das Beste genommen haben. Da es aber häufig nur auf Täuschung abgesehen war, bekam der „Ausbund“ nach und nach einen schlechten Sinn. Ob man einen Ausbund von Ungezogenheit verprügeln soll, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist es eine eigentümliche Erscheinung unseres Sprachgebrauchs, daß die vielen Ausdrücke, die wir für verprügeln haben, fast sämtlich aus dem Handwerk genommen sind. Da wird „das Fell oder das Leder geribt“, „versohlt“ (wie beim Schuster), „verwamit“ (Schneider), „durchgebläut“ (Färber), „verwichelt“ (Schuhputzer), „verkeilt“ (Holzhauer) oder „verdrohsen“ (Scheuendrescher)! Ein richtiger Junge wird sich aber weder den Racker noch den Ausbund oder die Prügel sehr zu Herzen nehmen; vielmehr ist er bald wieder oben auf, „hat also Oberwasser“. Er ist dann eigentlich als Müller im Besitz einer Mühle, bei der das Wasser von oben über das Rad fließt; natürlich hat es in diesem Falle mehr Kraft als dort, wo es das Rad nur unten berührt.

Auch Bergmann, Seiler und Goldschmied haben unsere Sprache durch Begriffe bereichert, die für uns Bergerbilder sind. Wer würde bei „Stichprobe“ und „reichhaltig“ gleich an den Erzgang des Bergwerks denken und wenn wir jemanden „durchscheln“ oder ihm „einen Rüssel erteilen“, an zwei Instrumente des Seilers, mit denen er den Hanf von allerlei Unrat säubert? Und wenn eine Sache einer anderen „zur Folie dient“, also durch die Unschärfe der einen die andere in um so helleres Licht gerückt wird, so ist damit eigentlich das Blättchen (von lat. folium = Blatt) gemeint, das der Goldschmied dem Edelstein als Unterlage gibt.

Hoffentlich ist nun jedem „ein Seifenfieder aufgegangen“! Auch so ein Bergerbild, das aber nur auf eine Laune unserer Sprache zurückzuführen ist! Ursprünglich hieß es nämlich „mir geht ein Nicht auf“, was ja auch heute noch gesagt wird. Da nun die Seifenfieder früher die Richte herstellten, hat einmal irgendein Spatzvogel für „Nicht“ den Namen des Handwerks eingeseigt, und dabei hat es unsere Sprache bis heute gelassen.

Rad, Karlehen: Wir unter uns... Ein Jungenbuch. Mit Bildern von Caspar Reiter. 1.-16. Tausend. (Kartendruck). Herausgegeben von Ernst Drouven, Band 4. 8°. (VI. u. 140 Seiten.) Freiburg i. Br. 1931, Herder, Preis 2 RM. — Karlehen Rad erzählt hier von Jungen auf Fahrt, von ihren Streichen und Abenteuer. In seiner urwüchsigen Jugensprache verzieht es der jugendliche Verfasser, Spannung zu weben und zu steigern, immer neue Lustfülle zu entfesseln und doch auch wieder Verständnis zu vermitteln für die siebenmal beschlossenen gerieren Empfindungstiefen eines gefunden Jungenherzens. Ein Buch, das von frischen, ganzen Herzen handelt; es ist von einem frischen Herz geschrieben und will von jedem frischen Herz gelesen sein.